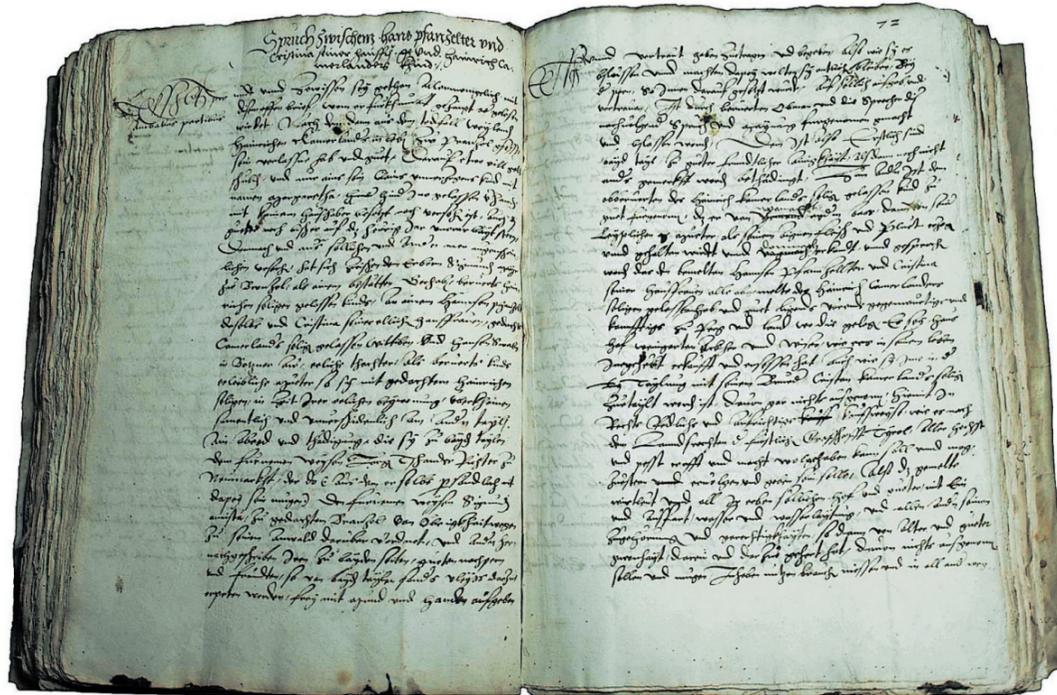


**Verwandtschaftsforschung.** Wer in der Frühen Neuzeit heiratete, unterschrieb ganz selbstverständlich einen Ehevertrag. Darin war festgehalten, was nach dem Tod mit dem Vermögen passiert - mit großen regionalen Unterschieden.

# Die Witwe hatte es nicht überall lustig

VON ALICE SENARCLENS DE GRANCY

**B**is zu dem Platz, an dem seine Frau in der Stube sitzen sollte, war alles genau geregelt. Dort sollte neben einem Lehnstuhl und einem Tisch auch ihr Spinnrad stehen. Schlafen sollte sie in der Kammer darüber - das war der wärmste Raum im Haus. Und auch, was sie nach seinem Tod zu essen bekommen sollte, war festgeschrieben. Dieser Heiratsvertrag von 1785 sei der extremste, weil detaillierteste gewesen, auf den sie in ihrer jahrelangen Forschung zu Vermögen und Verwandtschaft gestoßen sei, sagt die Historikerin Margareth Lanzinger von der Uni Wien. Ein Südtiroler Krämer, der als 71-Jähriger ein zweites Mal geheiratet hatte, regelte darin, wie sich ein Verwandter, der das Haus erben sollte, mit der kinderlosen - Witwe zu arrangieren hatte. Nichtsdestoweniger: „In der Logik der Zeit war das eine gute Versorgung“, sagt Lanzinger.



Die ersten beiden von insgesamt fünfeinhalb Seiten eines Ehevertrags, dokumentiert in einem Verfachbuch. [Südtiroler Landesarchiv Bozen]

Themen wie diese sind seit der 2003 veröffentlichten Dissertation Teil ihrer Biografie als Forscherin. Seither hat sie mehrere, vom Wissenschaftsfonds FWF geförderte Projekte dazu durchgeführt. Ihr sei früh aufgefallen, dass Familie nicht nur Unterstützung und Solidarität bedeute, sondern auch Konkurrenz, insbesondere, wenn es sich um Vermögen dreht, schildert Lanzinger: „Da geht es um persönliche Ansprüche, Logiken von Belohnung und Bestrafung und Fragen der Gerechtigkeit.“ Aspekte, die bis heute nichts an Aktualität eingebüßt haben und bei denen rechtlich immer wieder nachgebessert wird. „Die Achsen der Konkurrenz verlaufen dabei zwischen den hinterbliebenen Ehepartnern und den Kindern.“ Kompliziert werde es bei kinderlosen Paaren. Dann würden nämlich die Verwandten ins Spiel kommen, so Lanzinger.

## Verträge als ein Teil des Lebens

Dabei war es einst ganz normal, schon bei der Heirat festzulegen, wer nach einem Todesfall was bekommen soll. Die Verwandtschaftsforscherin fasziniert, wie akribisch die Menschen in den ver-

gangenen Jahrhunderten ihre engsten sozialen Beziehungen und ihren Besitz regelten: „Man schloss in allen wichtigen Lebenslagen Verträge ab, das war ein selbstverständlicher Teil des Lebens.“ Und mitten im täglichen Leben wurden diese mitunter auch aufbewahrt: So mancher vor Zeugen aufgesetzte Ehevertrag lagerte etwa in der Gewandtruhe.

Weit strenger als in Südtirol agierte die Grundherrschaft in Niederösterreich. Jeder, der am Land heiratete, musste einen Vertrag aufsetzen. Die Situation für die Witwen wurde darin jedoch ganz anders geregelt, zeigten gemeinsame Forschungen mit Gertrude Langer-Ostrawsky vom Niederösterreichischen Landesarchiv. Für die Forscherinnen war diese Beobachtung ein Schlüsselerlebnis - auf die Bedeutung des Ehegüterrechts sei in historischen Betrachtungen lang vergessen worden.

In Südtirol galt die Gütertrennung. Durch diese gerieten Frauen, die selbst wenig in die Ehe einbringen konnten, nach dem Ableben

**„**Familie bedeutet nicht nur Unterstützung und Solidarität, sondern auch Konkurrenz.“

Margareth Lanzinger, Historikerin, Universität Wien



ihres Mannes oft in eine prekäre Situation. Die Gütergemeinschaften Niederösterreichs hingegen hatten eine ausgleichende Wirkung: Das Vermögen wurde bei der Heirat zusammengelegt, die Witwe hatte Anspruch auf die Hälfte. Durch die starken Besitzrechte waren Witwen begehrte Heiratspartnerinnen, ganze Ketten von Wiederverheirungen lassen sich belegen. War die Witwe deutlich älter als der neue Mann, wählte sie mitunter zunächst eine vorsichtige Strategie: „Sie behielt sich vertraglich etwa den Weingarten vor, um zu schauen, wie es läuft“, schildert Lanzin-

ger. In Südtirol hingegen mussten Frauen weit genauer abwägen, was sie durch eine Hochzeit verlieren: „Dort findet man viel weniger Frauen, die ein zweites oder drittes Mal verheiratet waren.“

## Söhne waren bessergestellt

Nach dem Tod des Partners wieder zu heiraten schuf oft komplizierte Konstellationen: Was stand wem zu? Welche Ansprüche hatten die Kinder aus verschiedenen Ehen? „Das Vermögen aufzuteilen war ähnlich schwierig wie heute in mancher Patchworkfamilie“, erklärt Lanzinger. Wobei in Südtirol Kinder aus erster Ehe meist bevorzugt wurden. Dort ging der Besitz üblicherweise vertikal von der Generation der Eltern direkt an die Kinder. Nicht so in Niederösterreich, wo das Vermögen häufig mit der Heirat horizontal weitergegeben wurde. „Die Kinder erben dann nie Haus oder Hof“, sagt Lanzinger.

Wie fair wurde Vermögen unter Geschwistern aufgeteilt? Ein Vergleich der Geschlechter zeigt

Ungleichheiten auf. So genossen in Südtirol die Söhne gegenüber den Töchtern rechtliche Vorteile. Im Gesetz war jedoch nicht festgeschrieben, wie diese genau auszuweisen hatten. „Das war immer auch Aushandlungssache. Üblicherweise erbten Söhne jedoch den Hauptbesitz“, sagt Lanzinger. Wie vererbt wurde - ob ungeteilt oder zwischen allen verteilt und wie das Erbe gewichtet wurde -, hatte freilich große Auswirkungen auf die Lebensperspektiven der Geschwister. Solcherart produzierte Ungleichheiten wurden mitunter über mehrere Jahrhunderte fortgeschrieben.

Als Quellen für ihre Recherchen dienten der Historikerin in Südtirol sogenannte Verfachbücher, in denen alle zivilrechtlichen Angelegenheiten festgehalten sind. In Niederösterreich hießen diese Protokollbücher. Kirchenbücher verrieten wiederum das Alter der Menschen, die Verträge abgeschlossen hatten - eine wichtige Basis, um die jeweilige Situation zu verstehen.

Doch wann verliert sich die Spur der Eheverträge, die man heute vor allem von Prominenten (und ihren Rosenkriegen) kennt? In Südtirol gibt es ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weniger derartige Vereinbarungen. In Niederösterreich hielten sie sich weit länger. „Vor allem, um die 1811 im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch vorgesehene Gütertrennung auszuhebeln“, sagt Lanzinger. Eine These der Forscherin ist aber auch, dass sich die Vertragslogik schwer mit dem damals erstarkenden Konzept der romantischen Liebe vereinbaren ließ: „Den Menschen fiel es zunehmend schwer, soziale Beziehungen ökonomisch zu denken“, so Lanzinger.

Doch Zuneigung mag auch mitgeschwungen haben, als die Menschen einst in Eheverträgen nicht nur sich, sondern auch ihre Liebsten absicherten. So wie der eingangs geschilderte Südtiroler Krämer, dessen letzter Wille es war, dass seine Frau auch nach seinem Tod im Haus bleiben und einen guten Platz in der warmen Stube haben sollte. [Foto: Privat]

# Muss Wissenschaft Geschichten erzählen?

**Wissensvermittlung.** Notwendiges Übel, fatale Liaison oder gesellschaftliche Verpflichtung? Bei der Preisverleihung zur Kür des „Wissenschaftsbuch des Jahres“ diskutierten die von Fachjury und Publikum ausgezeichneten Autoren über die populäre Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnis.

VON CORNELIA GROBNER

Man schrieb das Jahr 1910, als der britische Polarforscher Ernest Shackleton nach Wien reiste, um im Musikverein von seiner Antarktis-Expedition zu berichten. Er fügte sich dem Wunsch seiner Gastgeber, dies auf Deutsch zu tun. Es sei ein Kampf mit der Sprache gewesen, kommentierte die „Neue Freie Presse“ den Vortrag.

Ja, es kann zur Herausforderung werden, wissenschaftliche Erkenntnis an Laien zu vermitteln. Und während sich manche Geschichten von selbst erzählen - zumindest wenn man der Sprache seiner Zuhörerschaft mächtig ist -, bedarf es zumeist doch eines besonderen Talents dafür, das Publikum mit Sachthemen zu fesseln.

Unbestritten gelungen ist das jenen Autoren sowie jener Illustratorin, die Anfang der Woche den Preis für das „Wissenschaftsbuch des Jahres“ verliehen bekamen. 2021 ging diese Auszeichnung - eine Kooperation des Magazins „Buchkultur“ mit dem Wissen-

schaftsministerium - an den Geologen und Archivar Thomas Hofmann von der Geologischen Bundesanstalt in Wien („Abenteuer Wissenschaft“), an den deutschen Philosophen Martin Hartmann („Vertrauen“) und seinen Landsmann, den Soziologen Martin Schröder („Wann sind wir wirklich zufrieden?“) sowie an die polnische Künstlerin Nikola Kucharska („Ausgestorben“).

## Nur nichts verwässern

Bei der virtuellen Verleihung diskutierten die Gewinner und die Gewinnerin mit „Buchkultur“-Geschäftsführer Max Freudenschuß darüber, ob Wissenschaft Geschichten erzählen müsse, um Gehör zu finden.

„In einer medialen Welt, in der Infotainment und kleine Wissenshäppchen dominieren, punktet das Buch durch sein Potenzial, komplexe Zusammenhänge sichtbar zu machen“, strich Freudenschuß hervor. Wie viel Storytelling zulässig sei, ohne die im Zentrum stehende Erkenntnis zu verwässern, sei aber eine Gratwanderung.

Als Illustratorin von Kindersachbüchern ist das Geschichtenerzählen für die Siegerin in der Kategorie „Junior“, Nikola Kucharska, täglich Brot. Ihr sei es in ihrem Buch über ausgestorbene Tiere wichtig gewesen, Fakten nicht nur zu zeigen, sondern auch Zusammenhänge zu erklären, betonte sie. Das eröffne eigene Handlungsmöglichkeiten. Für Schröder - er wurde für seine

Publikation über Zufriedenheit in der Kategorie Geistes-/Sozial-/Kulturwissenschaft ausgezeichnet - ist das Geschichtenerzählen eine Kompetenz, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler lernen sollten. „Wir Menschen sind einfach unfassbar schlecht darin, uns Daten und Fakten zu merken, Geschichten helfen uns dabei.“ Auch Hartmann, mit seinem Buch über Vertrauen Preisträger in der Kate-

gorie Medizin/Biologie, empfindet eine gewisse gesellschaftliche Verpflichtung als akademischer Philosoph, seine Gedanken möglichst vielen Menschen mitzuteilen. „Wir dürfen unsere Erkenntnis nicht opfern, nur um etwas zu erzählen. Aber wenn es gelingt, diese Erkenntnis so nah an die Wirklichkeit heranzubringen, dass es eine Geschichte wird, dann ist das sicher ein großer Vorteil.“

An Geschichten mangelt es Hofmann, Sieger in der Kategorie „Technik/Naturwissenschaft“, jedenfalls nicht. Er hat als Archivar Einblick in über 100 Jahre Forschungsgeschichte und erzählt in seinem Buch vom Alltag auf Expeditionen. Er ist überzeugt: „Mit Authentizität und dem menschlichen Faktor lässt sich Wissenschaft am besten kommunizieren.“ Hofmann war es auch, der bei der Diskussion die Shackleton-Anekdote beisteuerte. Dessen Bemühen um Verständlichkeit vor dem Wiener Publikum hatte sich übrigens gelohnt: Sein Vortrag in holprigem Deutsch erntete begeisterten Jubel.



**Kategorie Junior:**  
Nikola Kucharska  
„Ausgestorben. Das Buch der verschwundenen Tiere“  
Ravensburger



**Kategorie Technik/Naturwissenschaft**  
Thomas Hofmann  
„Abenteuer Wissenschaft“  
Böhlau



**Kategorie Medizin/Biologie**  
Martin Hartmann  
„Vertrauen. Die unsichtbare Macht“  
S. Fischer



**Kategorie Geisteswissenschaften**  
Martin Schröder  
„Wann sind wir wirklich zufrieden?“  
C. Bertelsmann